

# Zwei Straßen bis zur Bombe

Astrid Sauermann arbeitete drei Wochen als Kamera-Assistentin in Afghanistan

*Das Kopftuch zurecht zupfend, den Blicken der Männer ausweichend und die der Frauen hinter den blauen Stoffgittern suchend, stolpere ich, das Kamerastativ fest in der Hand, die Tasche mit den Mikrofonen, den Akkus und Kassetten um die Schulter gehängt, hinter meinem Vater her. Er entdeckt eine Straßenszene oder Menschen, die er filmen möchte, bremst abrupt, deutet mir an, wo ich das Stativ abladen und aufbauen soll, und vertieft sich in seine Bilder. Ich sehe zu, mehr hinter als neben ihm stehend, weil ich eine Frau bin und er ein Mann ist, weil Frauen in Afghanistan immer hinter den Männern laufen und stehen.*

Ich war Kamera-Assistentin meines Vaters, einem Fernsehjournalisten. Manchmal musste er die Kamera mir überlassen – immer dann, wenn wir Frauen filmen oder Häuser betreten wollten, ohne dass der Mann der Familie anwesend war. Entgegen meiner Befürchtung musste ich mich den Gepflogenheiten des Landes nur teilweise unterwerfen: Ich brauchte mich nicht unter dem blauen Ganzkörperschleier Burka zu verstecken. Stattdessen trug ich ein Kopftuch und Kleidung, die trotz der unerträglichen Hitze den gesamten Körper bedeckte. Auch wenn es strengen Muslimen verboten ist, Frauen die Hand zu geben, wurde mir von einigen Männern in größeren Städten und im Umfeld von westlichen Hilfsprojekten, wohl wissend, dass das im Westen so üblich ist, vorsichtig und beschämt die Hand entgegengestreckt.

Wir waren in Kabul und in Badakhshan, der nordöstlichen Provinz Afghanistans mit der Hauptstadt Faizabad unterwegs, drei Wochen im Juni, auf den Spuren von Drogenanbau und -konsum. Dort filmten wir Mohnfelder, Bauern, Dörfer, Hilfsprojekte, obdachlose Heroinabhängige, Entzugskliniken und drogensüchtige Frauen. Wir waren mit Mitarbeitern des Deutschen Entwicklungsdienstes unterwegs, mit in Burkas gehüllten Sozialarbeiterinnen und mit Ärzten, erfuhren die Lebensgeschichten von opiumsüchtigen Müttern und deren ebenso abhängigen Säuglingen, von zurückgekehr-



FOTOS: SAUERMANN

ten Flüchtlingen, die in den Lagern Irans oder Pakistans heroinabhängig geworden waren.

93 Prozent des Heroins weltweit wird aus Afghanistans Mohnpflanzen hergestellt. Fast eine halbe Million Familien leben von der Drogenwirtschaft. Zumindest für die Afghanen ebenso gravierend ist aber das Problem des Drogenkonsums im Land selbst. 50 000 Afghanen sind heroinabhängig. Weitaus mehr sind opiumabhängig. Da es an medizinischer Infrastruktur fehlt und das selbst angebaute oder günstig zu erwerbende Opium oft das einzige Mittel gegen Schmerz oder Krankheit ist, sind etwa 150 000 Menschen süchtig.

Als sich Freunde und Familie Sorgen machten, weil ich mit meinem Vater nach Afghanistan reisen wollte, fand ich die Angst übertrieben, obwohl ich sie hätte verstehen müssen. Ich kenne die Angst derjenigen, die zu Hause bleiben und täglich die Schreckensmeldungen aus den Regionen im Fernsehen sehen, im Radio hören, in der Zeitung lesen. Schließlich ist mein Vater regelmäßig in Krisenregionen unterwegs.

Aber ich bin mir ebenso bewusst, dass man die Gefahr vor Ort ganz anders empfindet. Ich hatte es im Irak schon erlebt, in Afghanistan war es ähnlich. Zwar sah und hörte ich Panzer, zwar waren die Kriegsschäden unübersehbar und die Vorsicht groß. Aber im Gegensatz zum Eindruck, der hier durch die internationalen Medien entsteht, erscheinen die Anschläge, die Explosionen, die Kämpfe, die Toten und die lauernden Gefahren vor Ort viel weiter weg und weniger verdichtet. Ein Selbstmordanschlag, der weder einen selbst noch einen Bekannten trifft, ist alltäglich. Explodiert die Bombe zwei Straßen entfernt, ist die Gefahr schon offensichtlicher, aber eben immer noch zwei Straßen entfernt. Wir fühlten uns nicht als Ziel der Anschläge. Zur Zeit unseres Aufenthaltes hatten sie sich auf das Militär und die Polizei beschränkt, um deren Autos und Posten wir, wenn möglich, große Bögen machten, um nicht aus Versehen in die Schusslinie zu geraten. Ansonsten bewegten wir uns frei, nie bewaffnet und in ungesicherten Autos.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Journalisten waren wir nicht mit der Bundeswehr unterwegs. Ob wir uns durch die Anwesenheit der Soldaten sicherer gefühlt hätten, fragt mich jemand nach meiner Rückkehr. Ich denke angestrengt nach, ob ich in Afghanistan überhaupt je einen Soldaten außerhalb der hermetisch abriegelten Lager gesehen hatte, und verneine.

Wenn mein Vater demnächst erneut nach Afghanistan aufbricht, wird sich die Lage wohl zugespitzt haben, werden auch deutsche Journalisten ein potenzielles Ziel sein, wird die Gefahr spürbarer werden. Aber trotzdem will ich ihn wieder begleiten, um authentisch über die Entwicklungen und Eindrücke berichten zu können.

Astrid Sauermann

